

Der Landbote.

Volkstümliche Freibeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 6.

— Erscheint allmonatlich. —

1919.



Spruch.

Das, was man so für gewöhnlich böse Zeit nennt, ist doch immer diejenige, die den inneren Menschen am meisten fördert.

v. Richter.

Bambellisch und Spizefris.

Von Otto Stüdrath.

Die Bambellisch wurde mit kohlschwarzem Haar auf diese Welt geboren. Sie trug sie auch noch im ganzen ersten Jahre. Dann aber trug sie ihre Mutter in den Regen, die Haare wurden naß und färbten sich rostrot.

Diese Geschichte erzählte ihr Mann, der Spizefris, gar manchenmal und streichelte dabei die Fuchshaare seiner Geyonfin. Sie lachte dann auf: ein knappes, gelles Lachen, das so gar nicht zu ihr paßte. Man hätte ein träges Lächeln oder ein Grinsen erwartet. Denn die Bambellisch war ein bambeliges Weibsbild: wie ihr Name. Eine richtige Schlampe. Die Kleider hingen ihr um den Leib wie Lumpen um einen Steden. Am Rocksaum hingen lange Franzen, und die Bambellisch wäre festgewachsen, wenn sie länger als fünf Minuten auf einem Fleck stillgestanden hätte. Darum hatte es aber keine Gefahr: sie war immer quack und munter und hatte nicht eine Minute Ruhe, häpste vielmehr wie eine Bachstelze bald hierhin, bald dorthin. Und doch eine Schlampe.

Das hatte sie zum guten Teil von ihrem Vater, dem Bambellipp. Der war auch so einer: schön zum Verlieben und schlampig wie ein Landstraßentapezierer. Er holte sich ein blisjauberes Weibsbild. Aber sie machte ihn nicht anders. Er blieb ein Schlappschad. Die Bambellisch ging wie eine Klette an dem Vater. Sie raufte mit den Buben auf der Gasse, schlug sich mit ollen Hundsn herum und wurde schön wie die Sonne und faul wie ein Zigeuner. Als sie heiratete, wußte sie nicht einmal, wie man Kaffee kocht, konnte aber tanzen wie eine Schneeflöde im Winde und singen wie eine Nachtigall.

Es war eine lustige Hochzeit, die die beiden hielten; der Spizefris und die Bambellisch. Und schon nach Wochen waren zwei Buben da, Kerle wie die Prinzen.

Der Spizefris aber machte sich auf die Beine, brückte einen kleinen Handbären vor sich her und wanderte in die Stadt. Auf einen Schlag kaufte er sechs Kinderwiegen.

„Wenn mir su weirer mache, brauche merr die all!“

Sie machten aber nicht so weiter. Für die Wiegen gab es keine Beschäftigung mehr. Sie standen auf dem Speicher und waren schier verstaubt. Der Gerichtsvollzieher aber sorgte dafür, daß sie nicht verlamen. Eines Tages konnte er eine Rechnung nicht bezahlen. Ein Vogel — der preußische Kuckuck — tam geflogen, setzte sich drauf und im Handumdrehen war der Spizefris seine Wiegen los. Und die Rechnung war auch bezahlt.

Die Bambellisch und der Spizefris: besser konnte unser Herrgott die Menschen doch nicht zusammenführen! Wie lustig und fidel sie in ihrem Häuschen wohnen und wie gut sie sich — die kleinen Intermezzos abgerechnet — vertragen!

Der Fris war Musikant. Er spielte die Baßgeige und die Harmonika. Auf der Harmonika war er nur ein Stümper, aber die Baßgeige: sie war sein Instrument.

Man mußte ihn auf der Tanzmusik sehen.

Der Schnauzbart, diesen erschrecklichen Feldwebelschnauzbart martialisch hochgedreht, stand er da. Die Musik war in seinem ganzen Körper. Hoch reckte er den Hals, wenn die Violine auf den Tonsprossen in die Höhe kletterte. Sein Kinn sank tief, wenn sie in den unteren Lagen gar kläglich tat. Wenn dann endlich der Baß zu reden anfing, so eindringlich, daß die Stubendielen und die Fensterscheiben mitdröhnten und mitsangen,

dann war er König in seinem Reich. Sein Mund spitzte sich wie zu einem Kuß, das Instrument hielt er, als wolle er es umarmen.

Aus der Tanz.

Die Arme auf der Brust verschränkt, mit einer Herrschermiene sieht Fris ruhevoll dem bunten Treiben im Tanzsaale zu. Ein Bursche drängt sich an ihn heran, noch einer und noch einer. Sie alle schwagen durcheinander.

„Fris, verzehl aans!“

Das ist der Kehrreim all ihrer Reden.

Geruhig steigt er vom Podium herunter, nimmt an einem der Tische Platz, faßt ein Glas Bier und trinkt mit langen, durstigen Zügen.

„Also, horcht!“

Er erzählt eine Geschichte, eine derbe Bauerngeschichte, bei der die Burschen rot werden und die Mädchen aufstreischen. Und ist er fertig, so trinkt er wieder und eine andere Geschichte kommt aufs Tapet.

Auf einmal unterbricht er sich mitten in seinem Wort. Er hat die Lip gesehen.

„Ei, do is ja mei Lip, mei goldig Lip!“

Er springt auf und gibt ihr einen schallenden Kuß.

„Komm, Lip, merr danze aan!“

Lip wiegt sich tofett in den Hüften. Die Musikanten stolpern das Podium hinauf, die Geigen werden gestimmt. In einem großen Kreis umstehen Mädchen und Burschen, ja sogar die alten Bauern und die gewichtigen Bäuerinnen das zum Tanze angetretene Paar. In der Linken hält der Spizefris die Baßgeige, die Rechte hat den Bogen gefaßt und zwischen der Baßgeige und ihm steht die Lip.

So, das soll ein Tanz werden.

Die Musik intoniert. Leise wiegend setzt sich das Pärchen in Bewegung. Die Lip hält sich am Fris fest und der vergißt selbst in den wildesten Touren des Tanzes nicht die Baßgeige zu streichen.

Mit dem Bogen agiert er nach der Musik herauf, immer toller fideln die Geigen, immer schriller schreien die Klarinetten, um endlich mit einem gewaltigen Tusch zu endigen.

Hochatmend schlüpfst die Lip beiseite. Auch der Fris muß verschmaufen. Er hält sich fest an den Freitruuf, der ihm als Musikant zusteht. Die Lip warnt: „Besauf dich nit, Fris, un komm bald hamn! Ich gishn als!“

Der Fris aber bleibt sitzen, bis der letzte Gast das Haus verlassen hat. Dann macht er sich mit seiner Baßgeige, dann und wann einmal ein bißchen taumelnd, auf den Weg. Am nächsten Morgen hat er seinen Rausch ziemlich ausgeschlafen, läßt eine Strafrede über sich ergehen und — macht es das nächstemal nicht besser.

Einmal hat er mit den Niederauoffer Buben gewettet, er solle bis zum hellen Tag ausbleiben und die Lip würde auch nicht ein böses Wort sagen: nur lachen würde sie. Um zehn Mark ging die Wette.

Im Gänsemarsch machte sich der Trupp im Morgengrauen auf den Weg. Leise schlüpfen sie bis zum Häuschen des Spizefris. Der Fris löste sich aus der Schar und trat leise in die Stube.

Die Bambellisch fuhr aus dem Schlaf auf.

„De Herr im Haus!“

„De Herr im Haus!“

Tanzend kariolte der Fris in der Stube herum und sang immerzu daselbe Liedlein.

Wie der Wind rappelte sich die Lip aus dem Bett, fuhr in die Pantoffeln und wirbelte um den Fris herum:

„De Narr im Haus!“

„De Narr im Haus!“

So sang sie.

Da ließ der Fritz den Bogen fallen, stellte die Baggeige in die Ecke und umfachte herzlich seine Frau.

„Liß, mei goldig, goldig Liß!“

Und sie lachten, daß der Kalk von den Wänden abbröckelte. Dann aber riefen sie die laufschenden Durcken herein, die Liß lockte einen guten Kaffee und empfing die verwetteten zehn Mark bar.

O ja, es ist ein Glück, daß der Fritz die Liß geheiratet hat!

Frühlingsblumen.

Von Dr. E. Scheibener.

In so mancher Gegend glaubt das Volk noch gemeinhin an den Kornregen, der es mit abergläubischer Scheu erfüllt. Wir aber wissen es längst, der „Kornregen“ wird verursacht durch die Knöllchen eines unserer liebsten Frühlingsgewächse, des Scharbockkrautes (*Ranunculus ficaria*). Das Pflänzchen entwickelt diese Knöllchen in seinen Blattstelen, also — im Gegensatz zur Kartoffel — oberirdisch. Nachdem die Pflanze verblüht und die Blätter vergilbt, bleiben die Knöllchen, die unterdessen sich löst, auf dem Boden zurück, um im nächsten Jahre zu neuen Pflänzchen auszuwachsen. Da die Pflanze da, wo sie vorkommt, meist in großer Gesellschaft wächst, so liegen nach Schluß ihrer Vegetationsperiode die Knöllchen oft in großer Zahl umher und so konnte der Glaube an einen „Kornregen“ leicht entstehen. Wer für das reizende Gewächs sich weiter interessiert, dem sei gesagt, daß es nierenförmig gefaltete, fettglänzende Blätter besitzt, weiterhin drei Kelch- und acht oder mehr tiefgelbe glänzende Blütenblätter.

Eine Anzahl von Benennungen kommen der Pflanze zu, das Schicksal eines jeden über weite Strecken verbreiteten Krautes. Die gebräuchlichsten sind Feigwurz und Scharbockkraut. Der altberühmte Mediziner und Botaniker Rudolph Jakob Camerarius brachte da schon seine Erörterungen: „Die Erfahrung gibt, daß dieses Kraut eine sonderliche Eigenschaft hat, die Feigwarzen zu vertreiben — dannerhero es auch den Namen führet — so daß man die frische Wurzel samt Blättern zerstoßet und überlegt, oder das Pulver darauf streuet. Die Wurzel wohl zerstoßen, mit einem süßen gebratenen Äpfel vermischet und wie ein Pflaster übergeschlagen, stillt wunderbarlich die Schmerzen der Feigwarzen. Die Blätter dieses Krautes unter dem Salat gegessen sind gut wider den Scharbock (Storbut).“ Daher rührt der Name Scharbockkraut. Noch heute dienen indessen die Blätter des Krautes als Hühnerfutter, so in Siebenbürgen, wo es Hänkelsalat (Hänkel-Hühnchen) heißt. Der Körntner nennt es Zigeunerkraut oder Zigeunersalat, weil nach seiner Meinung die Zigeuner es zu Salat bereiten. Leicht verständlich ist uns nach den gemachten Andeutungen des Österreichers Bezeichnung „Erdgerste“ oder „Himmelsbrot“. In einzelnen Gegenden werden die erwähnten Knöllchen gegessen. In Nordböhmen heißt die Pflanze Butterstirnigel, in Niederösterreich wohl wegen der Farbe ihrer Blüten Schmalzblume, in Schwaben Sternblümle, in der Schweiz Glycerli.

Im Buchholz des Waldes beginnt jetzt der Seidelbast (*Daphne Mezereum*) seine süßduftenden zarten Blüten auszubreiten. Manche Sage hat ihn zum Gegenstand ihrer Kunde, insonderheit die christliche Legende. Nach ihr soll er einstmal ein stolzer Baum gewesen sein. Da zimmerten die Juden Christi Kreuz aus seinem Holze und vom göttlichen Fluche getroffen, schwand er immer mehr dahin, bis er zum bescheidenen Waldsträuchlein wurde. Immerhin hat er noch große Macht; denn der Tiroler behauptet heute noch feif und fest, daß man mit Seidelbast den Gottseibeiuns selber festbinden könne, woher er denn die Pflanze auch „Wolfsbast“ nennt. Der Wolf war des Donar Begleiter, und da von Donar aus der altdeutschen Mythologie vieles auf den Teufel überging, so wurde der Wolf auch des Bösen Begleiter. Die Bezeichnung „Wolfsbast“ verrät also in diesem Zusammenhang mythischen Ursprung. Liebliker lautet die griechische Sage. Der betäubend süße Duft, die zarte Farbe der Blüten, der verborgene Aufenthalt der Pflanze im Walde hatten es dem Volke der alten Griechen angetan. Und so war sie nicht immer die bescheidene Pflanze gewesen; denn einst war sie eine Nymphe, deren Schönheit das Herz Apollon in Liebe zu ihr entflammte. Sie aber schenkte seinem ungestümen Werben kein Gehör und floh vor seinem Drängen. Immer heftiger verfolgt, bat sie im Gebet Zeus um seinen Schutz, und so verwandelte er sie in eine Pflanze, deren Name *Daphne* ihr Gedenken auf ewig fortpflanzt.

Aber wie so manche Pflanze, die durch ihrer Blüten Schönheit uns erfreut, zugleich durch ihre Giftigkeit zur Vorsicht uns

ermahnt, so auch die lockende *Daphne*. Schon ihre Rinde ist ziemlich scharf und äußert sich nach Einand durch brennendes Kratzen im Mund und Hals, Durstgefühl, Erbrechen und Durchfall. „In schweren Fällen narkotische Nebenwirkung mit Schwindel, Betäubung und Krämpfen, ja selbst Tod. Zehn bis zwölf Beeren sollen einen Erwachsenen zu töten vermögen.“

So ist also der vielfach gebräuchliche schweizerische Name „Giftbäumli“ nur allzu gerechtfertigt. Sonst heißt der Seidelbast in der Schweiz auch Zeiland oder Zeibel, woher eben die Benennung Seidelbast. Zeiland nennt ihn auch Gottfried Keller; im Grünen Heinrich spricht von der Pflanze Duft des Schönfund Pflägetochter. Die Herkunft der Bezeichnung Zeiland ist nach Söhns nicht ganz sicher festzustellen, leitet sich entweder vom Worte zeibel her und bringt den Strauch so mit den Bienen in Verbindung (alth. zidal, daher zidalari gleich Zeibler, Bienenzüchter), die allerdings die Blüten der Pflanzen gerne aufsuchen, oder geht nach Grimm sogar auf Ziu, den Gott des lichten Frühlingshimmels zurück, wenigstens war im germanischen Altertume die Pflanze als Zio-liuta dem Ziu heilig. Die oberösterreichische Benennung Zwilinde und noch mehr die schweizerische Zilande (Glattal) machen die Grimmsche Annahme in der Tat im hohen Grade wahrscheinlich. Dazu kommt noch, daß auch der altnordische Name „Lynidr“ sie zu Ziu (altnordisch Ty) zu stellen und damit als Frühlingsblume zu bezeichnen scheint. In Siebenbürgen erinnern ihre Blätter an den Lorbeer; man nennt sie dort Waldlirbeer, in Nordböhmen aber Buschweide, weil man dort ihre Blätter denen einer Weide vergleicht. Sonst heißt der Seidelbast allgemein auch Kellerhals. „Fischart“, schreibt Söhns, „und der Leipziger sind mit der Ableitung des Wortes bald fertig; „des Kellers halß“, erklärt jener zwanglos, dieser schon etwas gewaltthamer Kellerhals. Die Wissenschaft leitet ab vom althochdeutschen erhallen, englisch quell-quälen, plagen, macht den Kellerhals also zu einem Kraute, dessen Genuß dem Halse unangenehm ist. Tatsächlich verursachen (wie ja bereits angeführt) die roten Beeren, wenn sie bei Halskrankheiten als Gewaltmittel angewendet werden, starkes Brennen. „Bitter heißend und brennend auf der Zungen“, meint Camerarius. Diese unangenehme Eigenschaft wird in manchen Gegenden geradezu mit der des Pfeffers verglichen. Papperblume heißt daher die Pflanze in Ostfriesland und Mecklenburg, Papperbusch (Busch) an der unteren Weser und Pfefferblümchen in der Eifel.

Auch in der Heilkunde spielte der Seidelbast seine Rolle, in früheren Zeiten allerdings weit mehr wie heutzutage, wo er meist nur noch zu Pflastern und Salben Verwendung findet, so in der Allopathie bei rheumatischen und gichtischen Leiden. Auch hat ihn die neuere Naturheilkunde wieder aufsendimmen, gegen Altersschwäche, Knochenhautentzündungen, nässende Flechten, Gesichtsschmerzen, Kotslauf und Keuchhusten. Ob es freilich von Wert sein dürfte, derart gefährliche Mittel der breiten Masse zugänglich zu machen, bleibe dahingestellt.

Weit unschuldiger sind andere Volksanwendungen. So wird die Pflanze, das heißt ein Abjud davon, als Mittel zur Vertilgung des Ungeziefers verwendet, daher sie in Gera Lausblume heißt, auch Läusekraut oder Lausholz. Deshalb auch legt man im Gothaischen den Ziegen einen aus Ruten des Strauches geflochtenen Ring um den Hals, da diese gerade am Halse sehr von Läusen geplagt werden. Im St. Gallischen heißt der Strauch Warzenbast, weil man da den zu einer Art Pflaster erweichten Bast für ein wirksames Mittel gegen Warzen hält. In Tirol bindet man sie sich gegen Krämpfe um die Füße und die Bewohner der Nahegegend sind der gleichen Meinung. So heißt sie da Glendblume. „Glend“ als Bezeichnung epileptischer Krämpfe findet sich vielfach in deutschen Gauen, besonders häufig in und um Bremen.

Hoch oben in der Welt der Berge hat der Seidelbast seine Brüder, wo der wohlriechende Seidelbast (*Daphne cneorum*) das Gestein schmückt. Er findet dort oben den Frühling, wenn sein talbewohnender Verwandter längst verblüht.

Bergigmeinnicht und Affe.

Ein Beitrag zur deutschen Soldatensprache.

Von Dr. J. Stanjel.

Der Name des zarten, durch das herrliche Blau seiner Blüten ausgezeichneten Blümleins Bergigmeinnicht, das uns so oft schon auf der blumigen Wiese oder am Rande des murmelnden Baches entzückt hat und das unsere Dichter und Säger so überaus häufig als das Sinnbild herzlicher Liebe und treuer Anhänglichkeit gefeiert haben, muß in der schweizerischen Armee dazu herhalten,

um ein sehr wichtiges militärisches Ausrüstungsstück zu bezeichnen, den Tornister. Eine ähnliche scherzhafte, ja noch derbere Übertragung hat sich der Name des blauen Blümleins in unserer Volkssprache gefallen lassen müssen. Blaue Flecke im Gesicht, die jemand bei einer Prügelei davongetragen hat, werden ebenfalls „Vergißmeinnicht“ genannt, weil sie einen blauen Dentzettel an den Geber darstellen sollen. „Sonst sollte mit Vergißmeinnicht handeln“, lautet eine oft gehörte Drohung in der Sprache des richtigen Berliner, in der deutlich genug der Hinweis auf die blauen Flecke zu erkennen ist. Offenbar rührt die humorvolle Bezeichnung des Tornisters in der schweizerischen Soldatensprache als Vergißmeinnicht ebenfalls von blauen Flecken her, die er in vollbekadmetem Zustande oft genug auf dem Rücken seines Trägers hervorruft.

In der deutschen Soldatensprache stellt seit jeher die Bezeichnung „Affe“ die beliebteste Benennung für den Tornister dar. Auch hier liegt ein hübscher humorvoller Vergleich vor; man denkt an den Affen, der dem Gaukler auf dem Rücken oder auf der Schulter hockt. Louis Schneider, der bekannte einstige Vorleser Kaiser Wilhelms I., spricht in dem von ihm begründeten „Soldatenhort“ diesem Affen des Soldaten einen besonders „hinterrückischen Charakter“ zu, „weil er die Leute hinter ihrem Rücken“ schiltaniert. Aus dem Feldzuge 1870/71 wird uns die Lebensart „den ollen Affen verkaufen“ in der Bedeutung von „den Tornister ablegen“ überliefert. Vergleiche aus der Tierwelt sind ja bekanntlich im militärischen Leben besonders häufig. Ähnliche zoologische Benennungen, wie sie noch heute auf den Exerzierplätzen umherschwirren — man denke nur an die unzähligen Rhinocerosse, Hammel und Kamele in der Lieblingssprache der Unteroffiziere —, waren schon den altrömischen Legionssoldaten geläufig. Bekannt sind auch die muli Mariani, die Maulesel des Marius, wie der Humor der römischen Krieger die von dem Feldherrn Marius zum bequemeren Tragen und Ablegen des Gepäcks eingeführten Gestelle benannt hat. Bei den Landsknechten hieß der Harnisch Krebs, und wie häufig begegnen uns zoologische Namen in der heutigen feldgrauen Sprache! Da gibt es Küchenhengste und Küchenmolche, Laubfrösche und Wasserratten (die erste Bezeichnung tragen die Jäger, die zweite die Angehörigen der Marine). Feldbaninchen nennt man die Feldartilleristen, Maulwürfe die Pioniere, Karbolmäuschen die stets hilfsbereiten Schwefeltern vom roten Kreuz, Gefechtsejel heißt das Pferd des Kompanieführers allgemein, Himmelsziege, wenn es dem weiblichen Geschlecht angehört, Dienstmops wird das Dienstpferd genannt usw.

Der Tornister der Jäger hat die offizielle Bezeichnung „Dachs“; zu den Bezügen der Jägertornister wurden früher ausschließlich Dachsfelle verwandt. Da die Zunahme der Dachs in Deutschland mit der der militärischen Jäger nicht gleichen Schritt gehalten hat, so gelangt jetzt bei der Herstellung dieser Art von Tornistern vielfach Dachsfellersatz, sei es in Fellen oder aber in fellähnlichen Ersatzstoffen, zur Verwendung, was aber den weiteren Gebrauch der amtlichen Bezeichnung „Dachs“ für diese Art von Tornister nicht hindert. Hier also hat ein Tiername sogar die Bedeutung einer offiziellen Bezeichnung für einen militärischen Ausrüstungsgegenstand erhalten.

Außer dieser Benennung und der humoristischen Bezeichnung „Affe“ gibt es noch eine große Anzahl weiterer Rosenamen für den Tornister, die alle von der reichen schöpferischen Kraft der Soldatensprache und zumeist von ihrem unverwundlichen Witz und Humor ein beredtes Zeugnis ablegen. Aus der Fülle dieser Namen seien die folgenden angeführt: Kasten, Rheumatismuskasten, Kommode, Universalkommode, Bundeslade, Spind, Glaschrank, hölzerner Ofen, Mustertossier, Verdrußkoffer, Rückenwärmer, Lagerschuppen, Schwindsuchtskommode. In Bayern sind besonders die Bezeichnungen Fell, Maibel und Mudel im Schwange, die schweizerische Soldatensprache kennt außer der zu Eingang dieses Artikels behandelten hübschen Benennung „Vergißmeinnicht“ noch die nicht minder eigenartigen Bezeichnungen der Alt, der Pränd, Reijenzessärlei, Schweißkasten, Orgel, Drudli, Kathri und Liebsti. Die meisten dieser Namen erklären sich von selbst; der bei schlesischen Truppen verbreitete Ausdruck hölzerner Ofen deutet darauf hin, daß dieser Ofen seinem Träger trotz der fehlenden Feuerungsanlage gehörig einheizt; man kann sich dann bei plötzlicher Abkühlung den Rheumatismus holen oder sich die Schwindsucht an den Hals jagen, daher die Bezeichnungen Rheumatismuskasten und Schwindsuchtskommode. Der Name Spind ist verwandt mit dem niederländischen Wort spinde, das „Speischrank“ bedeutet und mit den Wörtern unserer Sprache spenden und Speise auf denselben Ursprung zurückgeht. In einem Spinde in der Kaserne bewahrt ja der Soldat auch sein Kommissbrot und die übrigen ihm etwa zur Verfügung stehenden Speisen auf; den hauptsächlichsten Raum im Soldatenspind beanspruchen aber nicht die Speisen, sondern die übrigen Kommiss- und „Eigentums“-Sachen. Auch im niederdeutschen Sprachgebrauch bezeichnet das

Wort „Spind“ von Hause aus einen Speiseschrank, wie dies beispielsweise der schöne Vers zeigt: „Verichwinde, verichwinde wie die Wurst im Spinde!“ Es ist also eigentlich eine Vorpiegelung falscher Tatsachen, wenn der Soldatenspind in der Kaserne die offizielle Bezeichnung „Spind“ führt. Wenn der Soldat im Felde diesen Namen auf den Tornister übertragen hat, so erhebt dieses Feldspind noch weniger den Anspruch darauf, ein Speiseschrank zu sein, auch wenn es die sogenannte eiserne Portion enthält oder wenigstens enthalten soll.

„Chum, du liebe — n Aff“, seufzt der schweizerische Soldat nach Theodor Zimme, „die deutsche Soldatensprache“, beim Tornister-aufnehmen. Schwiegermutterseinde oder Sammler von Schwiegermutterwigen mögen sich die schweizerische Bezeichnung für den Tornister als „Schwiegermutter“ notieren. Daß dies aber nicht schlimm gemeint ist, geht daraus hervor, daß der schweizerische Soldat mitunter den Tornister auch als seine „Liebste“ bezeichnet! Bei der Benennung des Tornisters als „Orgel“ vergleicht sich der Soldat mit einem Drehorgelspieler, der mit seinem Leierlasten auf dem Rücken von Dorf zu Dorf zieht.

Die bayerische Bezeichnung „Kaibel“ bedeutet so viel wie Kalbchen; ungegerbte Kalbfelle wurden früher fast ausschließlich zum Bezüge der Tornister verwandt; später hat man bei dem sich ungeheuer steigenden Bedarf an Tornistern zu Ersatzmitteln greifen müssen. Von den zur Bespannung der Trommeln verwandten geerbten Kalbfellen ist die letzte Bezeichnung auch auf die Trommel selbst übertragen worden; die bayerische Soldatensprache hat, wie man sieht, durch die Wahl des Wortes „Kaibel“ für den Tornister auch den ungeerbten Kalbfellen ihr Recht zuteil werden lassen. Der Name „Mudel“ ist die liebevoll ironische Übertragung eines in Bayern häufig gebrauchten Rosenamens auf den gewiß nicht oft mit zärtlichen Empfindungen getragenen Tornister.

Oberschlesische Soldaten nennen ihren Tornister auch Keister; sie ahnen nicht, daß sie hier einen Ausbruch gebrauchen, der dem griechischen Ursprungsworte unserer Bezeichnung Tornister am nächsten steht. Denn das Wort Tornister ist aus dem griechischen Worte kanistron abzuleiten, das mit seiner Nebenform kanastron von kanna (Rohr) herkommt und soviel wie einen aus Rohr geflochtenen Tragelorb bezeichnet. In solche aus Rohr geflochtenen Körbe verpackten die Spanier einst den Tabak, den sie aus ihren amerikanischen Kolonien nach Europa jandten, und von dem spanischen Worte canast, das heute im allgemeinen einen Warenkorb bezeichnet, erhielt bei uns der Rauchtabak den Namen Kanasttabak, von dem es schon in einem uralten Studentenliede heißt:

„Knafter, den gelben, hat uns Apollo präpariert
Und uns denselben rekommandiert.“

Die Form kanistron wurde in die byzantinische Militärsprache aufgenommen und nahm in dieser die Nebenform tanistron an. Die letzte Form ging als militärischer Ausdruck aus dem byzantinischen Griechisch in die südslavischen Sprachen über — offenbar trugen die byzantinischen Soldaten ursprünglich ihr Gepäck auf dem Rücken in torbähnlichen Behältern, die aus Rohr geflochten waren —, und von einem der slavischen Völker übernahmen wir die Tanistra als wichtiges militärisches Ausrüstungsstück unter Umwandlung des Wortes in Tornister. Aus der ursprünglichen griechischen Form kanistron aber entwickelte sich die slavische Bezeichnung kaistra für eine auf dem Rücken zu tragende Schultasche, die uns auch heute noch in dem in Oberschlesien gesprochenen sogenannten Wasserpolschisch begegnet und das dann in der Form Kaister in die Sprache der Deutsch sprechenden Oberschlesier aufgenommen worden ist.

Die Worte unserer Sprache haben gar oft ganz merkwürdige Geschichte erlebt. Am meisten aber muß es sicherlich unsere Feldgrauen überraschen, daß die beiden Worte Knafter und Tornister, die in ihrem Leben heute eine besondere Rolle spielen und die in den Bedeutungen voneinander grundverschieden sind, ihren Ursprung von einem und demselben griechischen Worte herleiten.

Wie es dem armen Mann auf dem Lande ergeht.

Von einem hessischen Waldarbeiter.

Wie man sich stellt, so geht's einem, sagt ein Sprichwort, und das ist nur zu wahr. Gar oft klagen gerungelte Leute, es ginge ihnen im Leben kräftig und schlecht, und sie beneiden die anderen, denen es besser geht. So wert sie nicht vom Schicksal verfolgt werden, Krankheiten und sonstiges Mißgeschick haben, sind sie gar oft an ihrer gedrückten Lage selbst schuld. Spare in der Zeit, so hast du in der Not, ist eine ganz richtige Mahnung, denn in vielen Fällen wird von der Hand in den Mund gelebt und nicht

im geringsten an die Zukunft gedacht. Wie das Geld verdient wird, ebenso wird es auch wieder ausgegeben; einen Notpfennig zurückerlegen, kennt man nicht. Es werden da mitunter noch Schulden gemacht, und wo bekanntlich der Karren aus dem Geleise ist, bringt man ihn schwerlich und wenn schon, so doch nur mit Mühe und Not wieder hinein.

Es hat schon Familien genug gegeben, die ihr ganz gutes Auskommen gehabt hätten und sich noch manchen Groschen zurückerlegen konnten; allein sie haben weit über ihre Verhältnisse gelebt und sind dadurch nach und nach in Schulden geraten. Gutes Essen und Trinken, hübsche Kleider, jeden Sonntag Vergnügen und Lustbarkeit. Das ist an und für sich ganz nett, ganz hübsch und nicht zu verachten, wenn man's haben kann. Aber wohl überlegt: durch seine Hände Arbeit muß man sich das erst alles erwerben. Was man sich da alles extra leistet, kostet einem sein eignes Geld. Kein Mensch gibt einem nur einen roten Heller dazu, folglich geht es auch keinen Menschen das an, was ich mit meinem Verdienst alles ausrichte. Ganz richtig. Jedoch, wer den Heller nicht ehrt, ist den Taler nicht wert und wird nie auf einen grünen Zweig kommen, selbst auf dem Lande nicht, wo doch bekanntlich die Lebensweise billiger ist als in der Stadt. Auf dem Lande gibt es geringe Leute, die durch Fleiß und Sparbarkeit, wenn auch nicht zu Reichtum, so doch zu einiger Wohlhabenheit gelangt sind. Das Mißgeschick muß natürlich fern bleiben und die Arbeit vom Glück begünstigt sein. Das sind Hauptbedingungen, ohne die selbst die reichsten Leute dieser Welt nicht mit Gütern gesegnet wären. Freilich mit einem Tagelohn von drei bis vier Mark eine starke Familie ernähren und richtig über Wasser halten, ohne jede Beisteuer, ist in unserer teuren Zeit eine ganz tüchtige Leistung, auf die der geringe Mann stolz darf sein. Um Sparen kann da mit dem redlichsten Willen nicht gedacht werden, es sei denn, man ziehe sich auch von dem Notwendigen vom Munde ab. Aber das heiße darben und nicht sparen, und die Folgen der kümmerlichen Lebensweise bleiben selten aus. Gesunde, kräftige Kinder großziehen ist auch eine Ersparnis des geringen Mannes. Doch da, wo ein Familienvater bei seinem Tagesverdienst noch einem Nebenerwerb nachgehen kann, hat er immerhin eine kleine Einnahmequelle, mit deren Hilfe er manche Schuld decken kann, und sollte es nur das Brotgeld für eine halbe Woche ausmachen. An hiesigem Ort, wo ein Bergwerk existiert, ist dem Bergmann bei seiner achtstündigen Schicht Gelegenheit geboten, im Sommer auf dem Felde bei den Bauernleuten, noch manches zu arbeiten. Es gibt da genug Leute, die bei ihrem Ackermann — das sind solche Bauern, die dem geringen Mann sein bißchen Feld bestellen, Kartoffel pflanzen, Korn säen und die dazu gehörigen Arbeiten verrichten — den größten Teil der Rechnung und manchmal noch darüber abverdienen. Bei einigem guten Willen und Betragen wird man alsdann schon imstande sein, einen kleinen Betrag nach und nach zurückerlegen zu können. Ist nachher die Frau noch anständig und bei der Hand, vielleicht ist sie eine geschickte Näherin, eine Büglerin oder verdient sonst etwas im Tagelohn als Balbadeuterin u. dgl., dann ist das Sparen schon leichter; jede kleinste Einnahme von dieser Seite ist für den geringen Mann eine willkommene Hilfe zum Vorwärtstommen.

Wo Tauben sind, fliegen immer wieder Tauben zu, und wo einmal der Anfang gemacht und ein Grundstein gelegt ist, hat man nachher einen viel festeren und sicheren Boden unter den Füßen. Das Leben ist alsdann viel inhaltsreicher und freudiger, als wenn bei jeder ungünstigen Gelegenheit das graue Elend zur Tür hereinzuschaut. Natürlich ohne Mühe und Schweiß niemals ein Preis. Ph. Baider.

Unsere Haustiere in Sprichwort und Redensart.

Von A. Gebauer (†).

IX. Die Katze.

1. Bei Nacht sind alle Katzen grau = die Dunkelheit verwischt den Unterschied von schön und häßlich.
2. Den Sped von der Katze kaufen (cf. Die Wurst vom Hunde kaufen).
3. Der Katze die Schelle anhängen = es ist leicht einen guten Rat geben, aber schwer, ihn zur allgemeinen Zufriedenheit in die Tat umsetzen. Diese Redensart geht auf eine bekannte Fabel zurück.

4. Der Katzen Scherz ist der Mäuse Tod. (cf. die mittelalterliche Redensart: cactus saepe satur cum capto mure jocatur.)

5. Die Katze im Sack kaufen = etwas kaufen, ohne es vorher gesehen zu haben.

6. Die Katze läßt das Mäusen nicht = schlechte Anlagen und Gewohnheiten brechen immer wieder durch. (Natura m expellas furca, ta men usque recurret = verjage die Natur mit der Peitsche, sie kehrt doch wieder zurück. Horaz.) Dr. Hildebrand erzählt folgenden erläuternden Schwank: Dieweil Salomon eine Katze hat, die ihm aus Gewohnheit das Licht hielt bei Nacht, da brachte Markolfus etliche Mäuse zuwegen und kam des Abends zu Salomon und ließ erstlich eine Maus laufen, und sobald die Katze der Maus gewahr wurde, tappte sie ein wenig danach. Da aber die ander und dritte Maus fürüber lief, ließ sie das Licht fallen und ließ ihnen nach.

7. Hüte dich vor den Katzen, die vorn ledern und hinten fragen. Nimm dich vor übermäßig freundlichen (Katzenfreundlichen) Menschen in acht; sie sind oft falsch und hinterlistig.

8. Mit einem spielen wie die Katze mit der Maus = einen grausam behandeln, „auf die Folter spannen“. Die Katze spielt erst eine Zeitlang mit der gefangenen Maus, bohrt ihre Krallen immer tiefer in ihr Opfer und frisst es schließlich.

9. Um eine Sache herumgehen wie die Katze um den heißen Brei = lästern und doch mißtrauisch an eine Sache herangehen, sie von allen Seiten erst befehen wie die Katze die dampfende Schüssel.

10. Wenn die Katze nicht zu Hause ist, tanzen die Mäuse auf dem Tisch = wenn die Eltern oder die Herrschaft nicht zu Hause sind, erlauben sich Kinder und Dienstboten allerhand Ausschreitungen.

11. Wer die Katze gern hat, bekommt eine schöne Frau. — Wer nicht liebt die Katz', der liebt auch nicht sein' Schatz. — Von einer Braut, die am Hochzeitstag schönes Wetter hat, sagt man: „Die hat die Katze gut gefüttert.“ — Die Entstehung dieser Redensarten ist leicht erklärlich, wenn man bedenkt, daß die Katze der Göttin Freya, der Lebensmutter und Beschützerin der Ehe, geweiht war. Man denke auch an den bekannten Wundliegen:

„Heile, Nähchen, heile;
Nähchen hat vier Beine,
Nähchen hat 'nen langen Schwanz,
Morgen ist es wieder ganz.“

Geflügelte Worte in Nassau.

18. In Caub wird bei der Beerdigung eines Juden geläutet. Die im Rhein, Caub gegenüber, gelegene alte Pfalz war bis zum Anfang des vorigen Jahrhunderts von Invaliden besetzt, zu deren Obliegenheiten es gehörte, die Ankunft eines jeden Schiffes durch das Läuten einer auf der Pfalz befindlichen Glode anzuzeigen. Da nun die Juden in Bacharach, auf dem linken Rheinufer, ihre Toten zur Beerdigung nach Caub, auf dem rechten Rheinufer, brachten, so wurde auch bei dieser Gelegenheit die Glode gezogen. Deshalb sagte man in der dortigen Gegend: „In Caub wird bei der Beerdigung eines Juden geläutet“.

R. Ries, Saape.

Umschau.

* **Bücherbesprechung.** Einführung in landwirtschaftliche und gartenbauliche Arbeiten. Unter diesem Titel hat Herr Direktor Lamberger von der landwirtschaftlichen Schule in Bremen bei Gustav Winters Buchhandlung, Bremen, eine kleine Schrift (Preis 40 Pf.) erscheinen lassen, die, wie schon der Titel sagt, mit den Arbeiten des Landwirts und Gärtners bekannt machen soll. Jetzt, wo jung und alt darauf aus sind, ein Stück Land zu bebauen, um dadurch die Ernährung des gesamten deutschen Volkes auf heimischer Erde zu fördern, kann eine solche Schrift nicht warm genug empfohlen werden. Sie wird dazu beitragen, das Interesse am bäuerlichen und gärtnerischen Leben zu erwecken und für das ganze Leben zu erhalten. H. — Zimmer- und Balkonpflanzen. Von Königl. Gartenbaudirektor P. Dannenberg. 3. Auflage. 171 Seiten mit einem Titelbilde und 38 Abbildungen. Gebunden M. 1 25, Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig 1917. Dieser Katechismus der Zimmer- und Balkonpflanzen ist in leichtverständlicher Weise und ansprechender Form geschrieben, er ist ein vorzüglicher Ratgeber wie man seine Pflanzenliebhaber zu pflegen und zu überwintern hat. Dem Blumenfreund, dessen Tätigkeit auf den Balkon und das Zimmer beschränkt ist, kann die Anschaffung dieses Buches ganz besonders empfohlen werden, da alle damit verbundenen Obliegenheiten erschöpfend behandelt sind. H.